media/rep/

Repositorium für die Medienwissenschaft

Bernd Scheffer

Lebensgefühle um 1968

2018

https://doi.org/10.25969/mediarep/22534

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Scheffer, Bernd: Lebensgefühle um 1968. In: *Medienobservationen*, Jg. 22 (2018). DOI: https://doi.org/10.25969/mediarep/22534.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here:
https://www.medienobservationen.de/2018/scheffer-lebensgefuehle-1968/

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:
https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0

Terms of use:
This document is made available under a creative commons - Attribution - Share Alike 4.0 License. For more information see:
https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0

DFG Deutsche Forschungsgemeinschaft

Philipps Universität Marburg

Bernd Scheffer

Lebensgefühle um 1968

Abstract
Der folgende Beitrag skizziert verschiedene Gefühlslagen der Zeit um 1968. Er ist vorwiegend psychologisch ausgerichtet - und weicht insofern ab von den vielen, meist soziologischen und politischen Beschreibungen jener Jahre.

Lebensgefühle sind im hohen Maße dadurch charakterisiert, dass sie auf tatsächliche Sachlagen und stimmige Argumentationen wenig Rücksicht nehmen. Völlig zu Recht kann man Scott McKenzies berühmten Hippie-Song von 1967: „San Francisco" („Be sure to wear some flowers in your hair") als tatsächlich unerträglichen Schmalz bezeichnen, aber die Gefühle, die sofort wieder da sind, sagen uns etwas ganz anderes: Viele fanden es wunderbar und tun es insgeheim immer noch, inzwischen nicht ganz ohne Scham und mit stets beigefügten Entschuldigungen.

Ich erinnere mich an einen väterlichen Freund, der als Erzkonservativer die engelsgleiche Stimme von Joan Baez und deren politische Botschaft heftig beschimpfte, was ihn aber andererseits nicht daran hinderte, zugleich, wenn er diese Lieder hörte, hemmungslos Ströme von Tränen zu vergießen, übrigens nur aus einem Auge; es wird wohl das rechtshemisphärische gewesen sein.

Das für mich mit Abstand wichtigste Statement der letzten 40 Jahre stammt von dem chilenischen Neurobiologen Humberto R. Maturana: „Gefühle bestimmen alles, Begründungen werden immer erst nachgeschoben!" – „Like and dislike command, reason explains!". Damit kann man auch alle politischen Entscheidungen, die rein sachlich gesehen alles andere als einleuchten, zuverlässig entschlüsseln, damals wie heute: Außenpolitik, Innenpolitik, Sicherheitspolitik, Flüchtlingspolitik, Umweltpolitik, Verkehrspolitik. Dass sich 1971 Kay Graham, die Verlegerin der „Washington Post" in der Vietnam-Frage gegen ihren engen Freund, den damaligen Verteidigungsminister Robert McNamara, stellte, hat seinen

Hauptgrund in starken mütterlichen Gefühlen, in ihrer unmittelbaren Besorgnis um das Leben von nahen Angehörigen im fernen Vietnam und entsprechend weniger in einer fundierten Kritik der amerikanischen Politik – das sagt jedenfalls der Film „Die Verlegerin", und es ist durchaus denkbar, dass es wirklich so war.

Vietnam-Demonstrationen – überhaupt das Stichwort „Vietnam" – bezeichneten 1968 für die protestierende Jugend weniger die tatsächliche politische Lage in Süd- und Nordvietnam - die Kenntnisse vor allem über Nordvietnam und den Vietcong waren insgesamt spärlich, vielmehr fungierte „Vietnam" als Großmetapher für alle möglichen grandiosen Lebensgefühle im Spektrum zwischen tiefer Hilflosigkeit, wütender Rebellion und utopischer Hoffnung. Die von Gaston Salvatore und Rudi Dutschke ins Deutsche übernommene Proklamation Che Guevaras: „Schaffen wir zwei drei viele Vietnam!" ist vor allem in diesem Zusammenhang zu verstehen.

Sollten wir denn wirklich eine Verehrung für Mao Tsetung, Ho Chi Minh oder Che Guevara gehabt haben, so war diese Verehrung in der Sache oft ziemlich ahnungslos, hatte aber ihren Grund vor allem in den emotionalen Möglichkeiten der Projektion, des Protests oder – wie im Fall von Che Guevara – in der rein visuellen Attraktion eines einzigen ikonischen Fotos von einem, von dem man nur zu wissen brauchte, dass er in Bolivien gegen die Herrschenden kämpfte. Che Guevara, eine eigentlich durchaus problematische Persönlichkeit, wurde gefeiert, weil er auf dem weltberühmten Foto von Alberto Korda ein wenig so aussieht, wie sich manche von uns Jesus vorstellen: Che Guevara der Heilsbringer, der Märtyrer. Wolf Biermann hat sich denn damals auch nicht entblödet, ihn als den „Christus mit der Knarre" zu bezeichnen.

Viele hat vor allem auch die Stimme, die liturgische Redeweise und das Aussehen von Rudi Dutschke fasziniert. Nicht alle Anhänger haben wirklich verstanden, was er sagte und meinte. Das sichere Gefühl der Zugehörigkeit – „Er ist einer von uns", „Er spricht für uns", „Unser Gefühl dabei ist gut" – das reichte auch hier bei vielen Studenten und Studentinnen völlig aus.

Im damaligen Generationenkonflikt scheiterte jede Diskussion an den vorherrschenden gegensätzlichen Gefühlen. Die aktive Verweigerung der Jungen, an den Segnungen der Überflussgesellschaft teilzunehmen, die tatsächliche Teilnahme an einer Vietnam Demonstration konnte dazu führen, dass man aufgrund der puren Teilnahme an solchen Protesten nicht nur von der herrschenden Gesellschaft im Zuge des späteren Radikalen-Erlasses, sondern gerade auch ganz leicht von der eigenen Familie, wenigstens für eine Zeit lang, verstoßen wurde. Es gab eine außerordentliche, seither nie wieder gegebene gegenseitige De-Solidarisierung zwischen Eltern und Kindern, einen brutalen gegenseitigen Liebesentzug, wenn man so will.

Die Wohngemeinschaft übernahm ersatzweise die Rolle der Familie. Und die Konflikte in der WG waren ja die typischen Familienkonflikte: Es ging, wie hätte es auch anders sein können, vorwiegend um Ordnung und Sauberkeit. Die „Kinder von Marx und Coca Cola" lebten in „wilder Ehe", was gegenüber den eigenen Töchtern dem Vorwurf der Prostitution gleichkam, zumal wenn der „nuttige" Minirock ein Markenzeichen der Töchter war. Die Söhne verweigerten den Wehrdienst und sie galten, ohne dass jemals eine explizite Korrektur erfolgte, als verkrachte Existenzen.

Enttäuschung, Ärger, Wut, Hass waren deutliche, starke und weitverbreitete Lebensgefühle im heftigen Generationskonflikt mit den eigenen Verwandten, in der äußerst aggressiven Gegenreaktion der Beschuldigten. Enttäuschung, Ärger, Wut, Hass gegenüber der Unmoral bzw. Doppelmoral der Gesellschaft und des Staates. Die ehemaligen Nazis oder Immer-Noch-Nazis nicht nur im Verwandten- oder Bekanntenkreis, sondern auch als Lehrer, als Richter, als Träger der allerhöchsten Staatsämter. Unsere Erzieher und Lehrer waren nicht gerade selten verbitterte und hart gewordene Kriegsheimkehrer. Das hat nicht gutgetan.

Die Erziehungsmethoden der Elterngeneration waren zum Teil äußerst rigide und fanden zumeist auch noch öffentliche Billigung. „Ein Kind ist kein Mensch, sondern muss erst einer werden!" – proklamierte eine Generation, in der nicht eben wenige alle Menschlichkeit verloren hatten. Dass man seine Kinder achtet, lobt oder sogar liebt und ihnen das gele-

gentlich auch noch sagen kann – das ist in Deutschland eine relativ junge Erfindung.

Die Lebenslügen der älteren Generation konnten kürzlich noch einmal beobachtet werden im dreiteiligen ZDF-Fernsehfilm „Kudamm“: das Verschweigen dessen, was die Großväter und Väter in der Nazizeit wirklich getan haben. Homosexualität, Affären, uneheliche Kinder, Scheidungen – das wurde verschwiegen oder zumindest die Geschichten darüber wurden manipuliert. Schande oder das, was man dafür hielt, musste um jeden, aber auch jeden Preis vermieden werden. Die fortlaufende Frage „Was sollen denn die Leute denken?“ war auch die fortlaufende Maxime der bürgerlichen Existenz. An wie viele, wirklich großherzige Menschen können wir uns erinnern? Da muss man schon suchen und wird schwerlich fündig.

Man hat der damaligen Elterngeneration zu Recht die Unfähigkeit zu trauern vorgeworfen. Getrauert wurde aber auch in der Generation der Jüngeren eher wenig: Statt Trauer mit einem spürbaren Rest von gegenseitigem Verständnis gab es eher Wut und Hilflosigkeit – bis hin zur Depression, die bekanntlich immer dann entsteht, wenn in besonders wichtigen Dingen die eigenen Anstrengungen zu keinem spürbaren Erfolg führen. Das System, so nannte man das, war stets stärker.

Mit langen Haaren konnte man maßlose Empörung auslösen: Die langen Haare der 68er reichten bei nicht wenigen Mitbürgern zur Entschlossenheit, diese „Gammler“ in ein KZ zu stecken oder wenigstens zu wünschen: „Ihr dreckigen Kommunistenschweine, geht doch in die DDR!“ Aber die wollten dort auch keine Langhaarigen. So gut wie niemand aus der 68er-, aus der Pop-Generation hatte eine freudige emotionale Bindung an die DDR. So gesehen war die DDR selbst paradoxerweise die größte antikommunistische Kraft jener Jahre – mit ihrem überall vorherrschenden Spießertum. In der DDR sah man Volkspolizisten in Reithosen und Stiefeln – in einem Staat, der doch erklärtermaßen jede Ähnlichkeit mit Nazideutschland hinter sich lassen wollte.

Die Überzeugung, dass man selber zu den „Guten“ gehörte, war bei den Protestlern um 1968 durch nichts zu erschüttern. Eigentlich müsste man

spätestens jetzt anerkennen, dass man allein deshalb für alle anderen Zeitgenossen ziemlich unerträglich war – also ganz zu Recht. Anders gesagt: Ich sehe keinen Anlass für nostalgische Verklärungen einer guten alten Zeit.

Heimatlosigkeit war ein ganz starkes Lebensgefühl: „*Vater* Staat" war verhasst und der bedrohte, grüne Schoß von „*Mutter* Erde" war noch vollkommen verhüllt. Wenn überhaupt, wurde die Tomate als Wurfgegenstand diskutiert, nicht aber schon bezüglich ihrer biologisch korrekten Herkunft. Rudi Dutschke meinte, Tomaten unterschieden sich „prinzipiell" nicht von Steinen.[1]

Es gab kein Land, mit dem man sich hätte identifizieren können. Wiederum kenntnisarm richtete sich der sehnsuchtsvolle Blick nach Fernost oder auf Süd- und Mittelamerika, auf Vietnam sowieso, auf die „Dritte Welt" (eine Bezeichnung, die damals erst ihre Verbreitung nahm). Auf der Suche nach einem gelobten Land bemühte sich neben anderen auch Hans Magnus Enzensberger; er bemühte sich sehr um Kuba (und kehrte, als er auf keine Gegenliebe stieß, in den noblen Münchner Altbau zurück).

Was nützten einem um 1968 all die großen Worte, die wohlformulierten Proklamationen sexueller Befreiung, wenn man aus den eigenen Ängsten, Zwängen und Verklemmungen eben doch nicht herauskam. Zitat Kunzelmann, Langhans (die Urheberschaft ist unklar): „Was geht mich Vietnam an, ich habe Orgasmusschwierigkeiten!". So weit musste man aber überhaupt erst einmal kommen. Denn beim Studium der Lebensgefühle im Zuge der sog. sexuelle Befreiung wird man vor allem auch die Kehrseiten dieser Wunschvorstellung entdecken. Ich jedenfalls wüsste keine Verhältnisse zu nennen, in denen anhaltend fröhlich die Liebe gemacht wurde. Dazu gehört Glück und vieles mehr, jedenfalls bestimmt kein revolutionärer politischer Programmauftrag.

„Make Love Not War" – wer konnte das schon umsetzen? Der Kommune I gingen, so heißt es, die Frauen aus (behauptete jedenfalls der

[1] Diesen Hinweis und sehr viele andere in meinem Aufsatz verdanke ich dem Buch von Robert Stockhammer: 1967: Pop, Grammatologie und Politik. München 2017, S. 155.

„Spiegel“ 1967, 31, S. 37). Eigentlich kein Wunder: Bei dominanten Männerphantasien war das immer schon so. Eine groteske Doppelmoral allenthalben: In der linken Szene-Zeitschrift „konkret“ findet sich 1967 folgende Werbung für ein Buch: „Abartiges Sexualverhalten und ungewöhnliche Sexualpraktiken. 266 Seiten, nur 14,80 DM“ (Vgl. Stockhammer 2017, 132). Auch von den 1968 verbreiteten Oswald-Kolle-Filmen war nicht wirklich Hilfe zu erwarten. „Das Wunder der Liebe – Sexualität in der Ehe“. Wer konnte und wollte diese Hürde der bürgerlichen Moral übersteigen? Immerhin wurde damals doch mehr geheiratet, auch in unserer Generation mehr als man vielleicht annehmen möchte. Man bekam Kinder und gründete Kinderläden.

Gab es ein privates Glück, etwa im Zusammenleben mit Freund oder Freundin oder auch nur das private Glück eines wunderbaren lebensfreudigen Studentenlebens? Auch da würde ich meinen: Eher Nein! Der Druck, auch der Selbstdruck, sich politisch zu engagieren, wöchentlich, wenn nicht gar täglich auf die Straße zu gehen, war einfach zu hoch. Was man sich allerdings erlaubte, war, dass man jeden Abend in der Stamm-Kneipe sitzen, rauchen, trinken und diskutieren durfte. Doch die Lebensfreude hielt sich auch dabei in engen Grenzen.

Eines der vorherrschenden Lebensgefühle jener Jahre ist die unglaubliche Humorlosigkeit, die Verbissenheit, der Fanatismus, diese Art der unglaublichen Unfreiheit auf allen Seiten, bei den politischen Leitfiguren jener Jahre und bei vielen ihrer Anhänger: Sie hatten den Humor von Grabsteinen (und zuweilen auch den von Pflastersteinen). Von den späteren Schusswaffen und Sprengsätzen muss hier noch gar nicht die Rede sein. Gar nicht witzig war natürlich das Verhalten der Behörden, der Polizei in jenen Jahren. An unüberbietbar starke Gefühle der Ohnmacht, der hilflosen Wut angesichts völlig willkürlicher staatlicher Übergriffe können sich wohl viele erinnern.

Humorlosigkeit meint auch die stalinistische, maoistische Verpflichtungen der sog. K-Gruppen, die eigene politische Gesinnung fortlaufend zu überprüfen und zu rechtfertigen. Dass man gerade im geisteswissenschaftlichen Studium, im Kunststudium ständig die sog. „politische Relevanz“ beachten sollte und überhaupt nur diese, konnte man als entsetz-

lichen Druck erfahren. Humorvoll und lustvoll sollten wir alle erst nach der erfolgreichen Revolution sein, also am Sankt Nimmerleinstag. Persönliche befreite Gefühle könne es erst nach der Befreiung der Welt geben. Allen Ernstes, so etwas wurde in den linken Szenen festgeschrieben (und eigentlich nicht mehr diskutiert). Jedes Lebensgefühl wurde daraufhin geprüft, ob es mit einem „objektiven historischen Prozess" vereinbar ist.

Immerhin war, abweichend von der entsetzlichen Humorlosigkeit, auch eine große Vorliebe für das Anti-Autoritäre, für das Ironische, für das Satirische verbreitet. an freute sich, wenn Fritz Teufel vor Gericht, aufgefordert, sich zu erheben, sagte, „Na schön! Wenn es der Wahrheitsfindung dient!".

„L'imagination au pauvoir", „Kreativitat" als Lebensgefühl für alle (ähnlich die spätere Proklamation durch Joseph Beuys) bekam damals ihre bis heute anhaltende Bedeutung. Kunst konnte damals „subversiv" werden. Dass der alte Unterschied zwischen Hoher Kunst und Niederer Kunst, dass der Unterschied zwischen Ernst und Unterhaltung, zwischen E und U, zwischen High und Low, zwischen Kunst und Alltag vielfach kollabierte, hat einfach nur Spaß gemacht.

Pink Floyd durfte in renommierten Konzerthallen auftreten. Die bürgerliche Presse vermeldete nichts anderes als die unerträgliche Lautstärke der Musik; das immerhin. Lautstärke lässt sich nun einmal nicht ignorieren. Und selbst Theodor W. Adorno hätte die Ähnlichkeit von E und U besser verstanden, wenn er gelegentlich Velvet Underground, Frank Zappa (z.B. 1967 „Absolutely Free" LP) oder auch nur Free Jazz gehört hätte, anstatt immer nur Anton von Webern (den übrigens Frank Zappa tatsächlich gehört haben soll).[2]

Wer überhaupt verstehen will, was in den Sechzigerjahren gefühlsmäßig los war, was es damals an Lebensgefühlen gab, muss vor allem den Filmen, der Popmusik, der Popliteratur die „Beichte abnehmen" (um anzuspielen auf eine berühmte Formulierung von Siegfried Kracauer). Man

[2] Hinweise auf Pink Floyd, Adorno und Zappa wiederum in dem Buch von Stockhammer, S. 31.

kann die außerordentliche Bedeutung von Pop für das eigene Leben dann ganz genau erkennen, wenn man sich den sehr engen Zusammenhang von Lebenslauf und Medienlebenslauf klar macht, wenn man sich also seine eigene „Medienbiografie" klar macht.

Was waren die Bücher, die mich in meiner Entwicklung deutlich beeinflusst haben? Was waren die Filme, die meine eigenen Lebensentwürfe nachhaltig bestimmt haben? Was waren die Musikstücke, die gerade auch mein eigenes Körpergefühl beeinflusst haben, bei denen ich heute immer noch Gänsehaut bekomme, wenn ich sie höre? Im Zuge von Filmen, Musikstücken und Kultbüchern (Jack Kerouac, Alain Ginsberg, Charles Bukowski) werden die wichtigsten Lebensgefühle virulent: „Wie will ich leben?" bzw. „Wie will ich keinesfalls leben?". Die Medien, die Bücher, die Filme, die Musik jeder Jugendzeit – sie alle ‚schreiben' mit an der Gefühls-Geschichte unseres Lebens. Hier besteht nämlich maximale Aussicht, dass wir so sein dürfen wie wir sind bzw. vielmehr: wie wir gerne wären.

Es gibt wohl keinen anderen Film, der so deutlich das Lebensgefühl jener Jahre zeigt wie „Easy Rider". Ich erinnere kurz an die Handlung: Zwei junge langhaarige Männer, Wyatt und Billy (dargestellt von Dennis Hopper und Peter Fonda), kaufen in Mexiko eine größere Menge Kokain, schmuggeln den Stoff in die USA und verkaufen ihn dort gewinnbringend. Drogendealer also. Von einem Teil des Geldes kaufen Sie sich zwei Harley-Davidson-Motorräder – und sie gehen damit „on the road". In einer Hippie-Kommune finden sie nicht nur andere Lebensformen, finden sie nicht nur Spiritualität, Drogen und sexuelle Freizügigkeit vor, sondern übrigens auch Armut und Hunger. Allenfalls begrenzt wird hier also das Bild einer Idylle vermittelt, was aber andererseits große Teile des Filmpublikums nicht daran gehindert hat, sich das alles trotzdem ungeheuer schönzumalen.

Im Süden der USA, in einer Kleinstadt nehmen Billy und Wyatt unerlaubterweise – in einem ironischen, anti-autoritären Gestus – mit ihren Motorrädern an einer Parade teil und müssen dafür ins Gefängnis. Im Gefängnis treffen sie auf den jungen betrunkenen Rechtsanwalt George Hanson (dargestellt von Jack Nicholson), der für ihre Befreiung sorgt

und sie kurzentschlossen auf ihrer Reise begleitet. Auf der Weiterfahrt erreichen sie einen ländlichen Ort mit einem typischen Kleinstadtlokal, in dem sie etwas essen wollen. Die jungen Mädchen, die sich in diesem Lokal aufhalten, sind von den drei Typen, von den schrägen Vögeln sehr angetan. Doch die männlichen Bewohner und selbst der Sheriff reden über sie in übelster Weise: langhaarige Tiere, entlaufene Affen, und sie deuten an, dass die drei die Stadtgrenze nicht unversehrt erreichen werden. Die Gefahr ahnend, verlassen Wyatt, Billy und George den Diner und legen sich unter freiem Himmel schlafen. Dort werden sie von den Dorfbewohnern mit Baseballschlägern auf brutalste Weise zusammengeschlagen. Dabei stirbt George. Wyatt und Billy unternehmen nichts – so als wäre es völlig klar, dass sie in dieser Umgebung, in diesem Teil von Amerika ohnehin keinerlei Chance hätten. Diese Hilflosigkeit angesichts von Übergriffen steigert sich noch mit dem Ende des Films.

Wyatt und Billy fahren also weiter nach New Orleans, als Hommage an den toten George genau zu dem Bordell, das George eigentlich besuchen wollte. Zwei der Prostituierten nehmen die beiden auf einen Friedhof mit, wo die Einnahme von LSD zu einem psychedelischen Trip führt – dargestellt wird dies in rasch wechselnden Bildern (die man auch angesichts der Musikuntermalung als einer der möglichen Vorwegnahme der späteren Musikvideos verstehen kann).

In der Schlussszene sind Wyatt und Billy wieder on the road. Sie werden von einem Pick-up überholt, in dem zwei „Rednecks“ sitzen (das sind reaktionäre Angehörige der Unterschicht in den ländlichen Gebieten der Südstaaten). Der Beifahrer will ein bisschen Spaß haben und bedroht Billy mit einem Gewehr. Er fordert den langhaarigen Hippie auf, sich endlich die Haare schneiden zu lassen. Billy reagiert mit seinem ausgestreckten Mittelfinger. Daraufhin schießt der Beifahrer und Billy stürzt schwerstens getroffen vom Motorrad. Wyatt kümmert sich um den Schwerverletzten und fährt los, um Hilfe zu holen, doch der Pick-up hat inzwischen gewendet – und der Beifahrer erschießt nun auch Wyatt. Das Motorrad explodiert. Die Kamera dreht ab und entfernt sich in den Himmel. So entstehen Märtyrer.

Wie in jedem anderen Kultfilm-Fall hat man es mit höchst problematischen „Vorbildern“ zu tun. Die Protagonisten sind arbeitsscheu, langhaarig, ungewaschen, sexuell freizügig und sie konsumieren nicht nur Drogen, sondern sie handeln auch mit ihnen. Die „Easy Rider“ kommen nicht zuletzt deshalb so gut rüber, weil die anderen Figuren deutlich schlechter charakterisiert werden, weil die „Easy Rider“ am Schluss auf schrecklich-sinnlose Weise ermordet werden.

Die Musik zu dem Film wurde nicht eigens geschrieben, sondern Peter Fonda wählte aus seinen Lieblingsstücken aus, am bekanntesten vielleicht „Born to Be Wild“ von „Steppenwolf“. Daneben viele weitere Titel, u.a. von den „Byrds“. Der programmatische Titel „I wasn’t born to follow“ ist zweimal zu hören. Zu hören sind auch Kompositionen von Bob Dylan, Jimi Hendrix, Roger McGuinn.

„Easy Rider“ darf auch zu den Gründungsszenen des Lebensgefühls der „Coolness“ zählen, vor allem durch Peter Fonda verkörpert: Er agiert in dem Film sehr unterkühlt, er gestikuliert nicht, er zeigt auch in den dramatischen Szenen kaum ein Minenspiel. Man könnte ihn, vielleicht nicht ganz zu Unrecht, für einen schlechten Schauspieler halten, im Gegensatz zu Jack Nicholson, für den seine Rolle in „Easy Rider“ den Durchbruch als Schauspieler bedeutete.

Die Revolutionsbemühungen von damals sind gescheitert, liest man in den Zeitungen und Zeitschriften dieser Tage. Mag sein, ist so, aber Lebensgefühle enden nicht bzw. erst mit Tod derer, die sie verkörpern. Noch heute treffen sich tausende, inzwischen deutlich über 70-jährige Harley-Fans jährlich am Ossiacher-See und knattern völlig unökologisch tagelange lautstark durch die Gegend. Psychologisch gesehen handelt sich bei den mittlerweile schwergewichtigen Easy-Ridern um eine infantile oder zumindest juvenile Regression. Aber sie macht halt Spaß, und dagegen hilft, wie gesagt, kein Mittel.

Stichwort „Coolness“: Abgesehen von einigen Vorläufern dürfte „Coolness“ als kulturelles Phänomen auch unserer Gegenwart in den Sechzigerjahren seinen Ausgang nehmen. Viele Vorläufer, viele Beispiele um 1968 wären zu nennen: etwa Bob Dylan mit dem bekannten Video zu

dem Song „Subterranean Homesick Blues“ (1965). „Coolness“, das ist die These, lässt sich verstehen als eine Art von Gegentrend zum Gefühlsüberschwang jener Art – und vielleicht auch eine Art von eigentümlicher Wiederkehr des alten Prinzips „Gefühle kann, will ich mir nicht leisten!“.

„Coolness“ ist übrigens auch ein vorwiegend männliches Prinzip, wohl auch eine Gegenreaktion der jungen Männer auf die damals durchaus bedrohlich werdende Frauenemanzipation, mit der „Mann“ eher schlecht als recht klarkam.

„Coolness“: Nichts am eigenen Leben hat wirklich objektive historische Bedeutung: Man bleibt gelassen, man engagiert sich nicht fanatisch, man wirft auch Ballast ab, man bleibt eben „cool“. „Coolness“ zeigt sich beispielhaft auch in dem Film „Blow up“ (und „Blow up war auch der Name für das Münchner Szenelokal jener Jahre). „Blow up“ ist ein britischer Film von Michelangelo Antonioni aus dem Jahr 1966 (mit David Hemmings und Vanessa Redgrave).Der Film zeigt eine typische Drogenparty und auch ein Club-Konzert der „Yardbirds“ – die Band spielt den Titel „Stroll on“. Gegen Ende des Stücks zerschmettert Jeff Beck seine Gitarre und wirft den Steg ins Publikum. Die zunächst eher unbewegten Zuhörer sind nun plötzlich wie entfesselt und kämpfen um das Gitarre-Teil. Man mag das als ironisch-kritische Anspielung auf die Auftritte damaliger Musiker verstehen: Viele, fast alle taten das, die Gitarre zertrümmern: Regelmäßig „The Who“, und auch Jimi Hendrix 1967 in Monterey. In „Blow up“ erbeutet der Protagonist den heiß begehrten Gitarrensteg eher zufällig, aber es hat für ihn trotzdem keinerlei Bedeutung: Kaum ist der Fotograf nach draußen auf die Straße gelangt, wirft er den Gitarrensteg achtlos weg, „cool“.

Die größte Entdeckung jener Zeit war es, dass es überhaupt so etwas wie Gefühle gibt und geben darf – in einer Umgebung, in der jedenfalls als männliches Prinzip galt: „Gefühle kann ich mir leisten!“. Das sieht der „Wiederaufbau“ nicht vor: „Nimm Dich zusammen, nimm Dich nicht so wichtig ...!“, „Du mit Deinem ewigen Seelenschleim-Gerotze!“ – und viele andere Aufforderungen, die in die gleiche Richtung gingen.

Wer aber dem Druck, alle Gefühle unter allen, aber auch allen Umständen immer nur herauszulassen, überhaupt nichts mehr entgegenzusetzen hatte, konnte dann oft nur noch in den neuen Sekten weiterleben – als Baghwan oder Sannyasin, in Indien oder anderswo. Ich erinnere an die humorlosen, tyrannischen, pietistischen Praktiken der sog. „Selbsterfahrungsgruppen". Und die damals aufkommende sog. „Gestalt-Therapie", die alle vorhandenen und gegebenenfalls auch nicht vorhandenen Gefühle aus dem Keller holen will, hat womöglich mehr Schaden angerichtet, als dass sie Nutzen gehabt hätte.

Viele kämpften sich mühsam ins Leben, ins „normale" Leben zurück. Manche, wohl eher wenige haben wie es so heißt: „Karriere" gemacht – selten so leicht wie Mick Jagger: 1967 wegen des Besitzes von Amphetaminen verhaftet und angeklagt, wurde er inzwischen zum Ritter geschlagen und darf sich nunmehr „Sir Mick" nennen. Er nimmt es hoffentlich cool, und wir tun es auch. Die Zeiten ändern sich und wir (hoffentlich) mit ihnen.